

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 200.

Posen, den 1. September 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin W.

## Richter Maxell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.  
19. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

Aber die Geschichte seines Wachstehens als „eines Freundes von Sir John“ war lange im Druck, ehe er erwachte und sich dann sofort einer kleinen, ungeduldigen Herde von Berichterstattern gegenüber sah, die auf ein Interview warteten. Er beantwortete die Fragen der Reporter so kurz wie möglich, nahm ein Bad, zog sich um und ging in das Hotel, in dem Mary wohnte. Sie wollte gerade fortgehen, und die Wärme ihrer Begrüßung verschmeuchte fast die Niederergeschlagenheit, die auf ihm lastete. Sie legte ihren Arm so selbstverständlich in den seinen, daß er sich des unerhörten Glückes kaum bewußt wurde.

„Ich muß Ihnen etwas erzählen,“ sagte sie, „falls Sie es noch nicht wissen. Mein ganzes Geld ist fort.“

Er blieb bestürzt stehen.

„Ist das wirklich wahr?“

„Ja, es ist wahr. Ich glaube, es ist sehr wenig, und der Verlust ist so unbedeutend im Vergleich zu all' dem Entsetzlichen, daß ich mir wirklich nichts daraus mache.“

„Aber Sir John war doch reich?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich habe gerade mit seinen Anwälten gesprochen. Sie sind bei der Bank gewesen. Dort befindet sich ein Guthaben von noch nicht einmal hundert Pfund, und dieser Betrag wird von den Schecks aufgezehrt, die er ausgestellt hat. Vor zwei Tagen hat er eine sehr, sehr große Summe, einschließlich meinem Vermögen, von der Bank abgehoben. Wissen Sie, ich glaube, Sir John hatte die Absicht, nach Amerika auszuwandern. Er hatte mir schon einen derartigen Wink gegeben, denn er fragte mich, wie lange ich brauchen würde, um meine Sachen zu packen. Wahrscheinlich hing das mit dem Telegramm zusammen, das er kurz vorher erhielt —“

„Und das Cartwright's Klucht meldete,“ fiel Timothy ein.

„Er war so gut, so edel!“ Des Mädchens Augen füllten sich mit Tränen, „für mich war er wie ein Vater. Ach, es ist ja entsetzlich, entsetzlich!“

„Aber Sie?“ fragte der bewegte Timothy. „Was werden Sie jetzt tun? Gott im Himmel! Das ist ja schrecklich!“

„Ich werde eben arbeiten müssen. Ich glaube nicht, daß ich daran sterben werde. Hunderttausende von Mädchen müssen ihren Lebensunterhalt verdienen, Timothy, und das werde ich eben auch tun.“

Timothy atmete schwer.

„Nicht, wenn ich es verhindern kann. Ich werde sicher einen Haufen Geld zusammenbringen. Ich fühle es in allen Knochen. Wenn ein Mann richtig Geschäfte anpackt —“

„So dürfen Sie nicht sprechen.“ Sie preßte seinen Arm. „Und übrigens, wie könnte ich es zulassen, daß Sie mir helfen und mich versorgen? So etwas tut ein

Mädchen, das sich achtet, nicht. Wissen Sie, daß Sir John sich sehr für Sie interessiert hat?“

Für mich?“

Sie bejahte: „Ich sagte es Ihnen doch schon neulich. Ich glaube, er hatte Sie gern, denn er sprach noch davon, wie unbehaglich Sie sich in der Vermont-Pension fühlen müßten, in diesem wunderlichen, kleinen Zimmer.“

Timothy war sehr erstaunt.

„Woher wußte er denn, daß ich in der Vermont-Pension wohne?“

Sie lächelte.

„Zufällig gehört die Vermont-Pension Sir John. Ich glaube wirklich, das ist das einzige, verwertbare Objekt, das er besitzt, denn das Geld ist doch weg.“

„Was wollen Sie denn zunächst tun?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich weiß es nicht. Vor allen Dingen werde ich wohl aus diesem Hotel ausziehen müssen, das ist für mich viel zu teuer. Ich habe zwar ein paar Pfund auf der Bank, aber die werden nicht lange reichen.“

Auf sein ernstes Drängen hin willigte sie ein, einen Rechtsbeistand zu nehmen und ihn zu beauftragen, aus den Trümmern von Sir Johns Nachlaß zu retten, was zu retten sei. Zwei Stunden vergingen wie ebenso viele Minuten, dann dachte Timothy plötzlich daran, daß er eine Verabredung mit einem Londoner Berichterstatter hatte — einen gewissen Brennan, den er noch aus seiner Filmzeit her kannte.

„Ich kann Ihnen wirklich nichts Neues sagen, es steht doch alles schon drin.“ Er legte die Zeitung hin, die Brennan ihm gebracht hatte. „Ich warte genau so sehnsüchtig auf Nachrichten, wie Sie. Hat man etwas gefunden?“

„Nein, nur daß Sir John kein Geld auf der Bank hatte und daß auch im Hause nichts vorhanden war.“

Timothy nickte.

„Das wußte ich. Er hatte vor zwei Tagen alle Effekten aus dem Depot genommen. Und darauf war Cartwright wohl aus.“

„Weiß Fräulein Maxell —“ fing Brennan an.

„Sie weiß es, und sie nimmt es hin wie ein ganzer Kerl.“

„Es waren ungefähr zwanzigtausend Pfund,“ fuhr Brennan fort. „Eine zweite Spur, die die Polizei gefunden hat, ist die Tatsache, daß der Safe mit Maxells Doppelschlüssel geöffnet worden ist. Der gute Mann hatte zwei Bund Schlüssel, das eine pflegte er in dem Geheimsafe seines Schlafzimmers aufzubewahren, das andere trug er bei sich. Uebrigens Fräulein Maxell erzählt, daß am Abend vor dem Morde Lady Maxell sie hat, ihr die Schlüssel zu verschaffen, um einen Schrank öffnen zu können.“

„Ich verstehe. Man nimmt an, daß Lady Maxell den Safe-Schlüssel vom Bund löste und daß sie den Safe geöffnet hat?“

„Das ist die eine Theorie. Die Polizei hat aber noch mehr. Sie haben eben schon alles — nur die Leichen und den Mörder hoben sie nicht. Wollen Sie aber nicht doch Ihre Wissenschaft auspacken, Anderson!? Sie müssen doch viel mehr wissen, als Sie gesagt haben. Ich habe

für die Abendzeitungen keine neue Meldung, um meinen Senf dazuschreiben zu können. Warum kam denn Cartwright zu Ihnen ins Zimmer? Kannten Sie ihn denn?"

„Er war ein Bekannter meines Vaters,“ drückte sich Timothy diplomatisch aus, „und vielleicht glaubte er, daß ich Mayell näher kannte, als es der Fall war.“

„Das hört sich sehr dünn an. Warum wäre er dann zu Ihnen gekommen?“

„Nehmen Sie an, ich sei die einzige Person gewesen, die er kannte oder doch flüchtig kannte.“ Timothy war geduldig. „Vielleicht ist er durch ganz Bournemouth gelaufen, bis er einen vertrauten Namen gefunden hat.“

„Das könnte stimmen,“ gab der Reporter zu.

„Ich war jedenfalls ein kleiner Junge, als er ins Gefängnis kam. Sie können sich wohl denken, daß ich ihn nicht mehr erkannte.“

„Es wäre aber noch eine Theorie,“ sagte Brennan plötzlich. „Wenn nun Lady Mayell gar nicht tot wäre? Wagenommen, Cartwright tötete Mayell, und Lady Mayell war Zeugin des Mordes? Angenommen, der Jurische mußte wählen, ob er die Zeugin auch töten wolle oder sie entführen? Sie sagen, das Auto, das mitten in der Nacht vor dem Hause vorfuhr, war das gleiche, mit dem Lady Mayell nach Hause gekommen war. Ist es nicht möglich, daß sie dem Mörder aus irgend einem Grunde mitteilte, daß das Auto kommen würde — denn allem Anschein nach hatte sie es doch bestellt — und daß sie dann zusammen die Flucht ergriffen? Ist es nicht auch möglich, daß sie in dem Plan eingeweiht war und daß sie — weit entfernt, ein Opfer zu sein — selbst einer der Verbrecher gewesen ist? Wir kennen ihr Vorleben. Sie hat einmal einen jungen Amerikaner, Reggie van Rhyn, erstochen, und das wirkte damals viel Staub auf. Tatsächlich, der Augenschein belastet sie. Da ist zum Beispiel der Schlüssel. Wer anders als sie konnte den Doppelschlüssel entwendet haben? Sieht es nicht so aus, als ob sie das Ganze geplant habe und als ob ihr Komplize im letzten Augenblick gekommen sei, um ihr bei der Flucht zu helfen und nötigenfalls Sir John niederzuschlagen? Nehmen wir nur die Tatsache der verschlossenen Schlafzimmern. Offensichtlich kann nur einer, der im Hause wohnte und die Familiengewohnheiten kannte da etwas haben. Beide, sowohl Sir John wie Lady Mayell, pflegten nachts ihre Türen zu verschließen, und die Dienerschaft betrat die Schlafzimmern nur, wenn nach ihr geläutet wurde. Es scheint mir ganz klar, daß Lady Mayell die Türen verschloß, damit der Verdacht der Dienerschaft nicht schon am Morgen wach werden sollte.“

„Wenn ich Ihre Kombinationsgabe hätte,“ bewunderte ihn Timothy, „so würde ich sicher das große Los gewinnen. Können Sie mir vielleicht sagen, wo meine Uhr geblieben ist? Ich suche sie schon den ganzen Morgen.“

„Vielleicht steckt sie noch unter dem Kopfkissen?“ riet Brennan.

„Ich lege sie nie dahin,“ erwiderte Timothy, aber trotzdem drehte er das Kissen um und blieb mit offenerem Munde stehen.

Denn unter dem Kissen lag ein langer, dicker Briefumschlag mit einem verräterischen Blutstreck in einer Ecke.

„Um des Himmels willen!“ leuchte Timothy und riß das Päckchen an sich.

Es trug keine Adresse und war versiegelt.

„Was kann das nur sein?“

„Ich kann Ihnen nur sagen, was das für Flecken sind,“ meinte der praktische Brennan. „Steht denn kein Name drauf?“

Timothy schüttelte den Kopf.

„Deffnen Sie es,“ schlug der Reporter vor. Der andere gehorchte.

Der Inhalt war noch erstaunlicher, denn er bestand aus einem dicken Bündel Banknoten. Es waren ganz neue Scheine der Bank von England, die von einem festen Papierstreifen zusammengehalten wurden. Auf dem Streifen stand in Sir Johns Handschrift:

„Erlös aus dem Verkauf der Aktien, in Verwahrung genommen für Fräulein Mary Mayell, £ 21,300.“

Der Detektiv, der mit der Aufklärung des Falles beauftragt worden war, hatte schon viele Theorien aufgestellt. Aber seine neueste Theorie war für Timothy Anderson sehr unbequem.

„Das wirft ein neues Licht auf den Fall,“ sagte der Detektiv ernst, „und ich will Ihnen ganz offen sagen, Herr Anderson, daß dieses neue Licht nicht sehr günstig für Sie ist. Sie befinden sich vor dem Hause, während der Mord begangen wird. Sie werden, einige Minuten nach dem Abfeuern der Schüsse, von einem Polizisten gesehen, und ein Teil des am Tatort gestohlenen Geldes wird unter Ihrem Kissen gefunden.“

„Von mir gefunden, jawohl, in Gegenwart eines Zeugen. Und nehmen Sie vielleicht auch an, daß ich, während ich bei dem Polizisten stand, das Auto gelenkt habe, oder daß ich Cartwrights Hut getragen habe, der am Boden gefunden wurde? Na, Sie haben ja jedenfalls den Fingerabdruck Ihres Mannes, und es steht Ihnen frei, ihn mit dem meinen zu vergleichen.“

„Es ist ja gar kein Fingerabdruck. Es ist der Abdruck eines Knöchels, und wir haben kein Archiv für Knöchelabdrücke. Ich gebe zu, daß das Automobil mit meiner Theorie ein bißchen im Widerspruch steht. Können Sie mir vielleicht einen Anhaltspunkt geben?“

Timothy schüttelte den Kopf.

„Das einzige, was ich mir denken kann, ist, daß Cartwright, der die Lage meines Zimmers kannte, in höchster Eile auf der Flucht das Geld dort versteckt hat, um nicht mit der Beute gefangen zu werden. Jedenfalls, wenn ich der Verbrecher wäre, dann würde ich nicht einen blutbefleckten Umschlag unter mein Kissen legen. Ich würde mindestens so schlau sein, den Umschlag zu verbrennen und das Geld so zu verstecken, daß die Dienerschaft des Hauses es nicht finden kann. Ja, sehen Sie denn nicht ein,“ er wurde heftig, „daß eines der Stubenmädchen den Umschlag gefunden haben würde, wenn ich ihr nicht zuvorgekommen wäre?“

Der Detektiv kratzte sich den Kopf.

„Da steckt schon etwas Richtiges darin. Es ist eine verzwickte Geschichte.“

„Und sie wird von sehr merkwürdigen Leuten untersucht,“ ergänzte Timothy gereizt.

Eine genauere Nachforschung jedoch befreite Timothy von allem Verdacht. Er war an jenem Morgen nicht vor zehn Uhr nach Hause zurückgekehrt. Das Stubenmädchen, daß ihm um acht Uhr eine Tasse Tee bringen wollte, sah, daß er die ganze Nacht fortgewesen war und hielt das für eine glänzende Gelegenheit, das Zimmer aufzuräumen, um „es aus dem Kopf zu haben“, wie sie sagte. Sie machte das Bett nicht noch einmal, sondern glättete es nur. Beim Auslegen sah sie den Umschlag dicht am offenen Fenster auf dem Fußboden liegen, nahm ihn auf und legte ihn, weil sie keinen besseren Platz finden konnte, unter das Kopfkissen, da „es sich doch wohl um eine Privatangelegenheit handelte“.

Da Timothy der Polizei vom Zeitpunkt des Mordes ab bis zu seiner Rückkehr in die Wohnung nicht aus den Augen gekommen war, so stand es außer Zweifel, daß er an dem Verbergen des Umschlags keinen Teil gehabt hatte. Wie groß sein Aerger auch sein mochte, er hielt nicht stand vor der tiefen und edlen Freude darüber, daß die drohende Armut von Mary abgewendet war. Aber warum sollte Cartwright das Geld gerade dort verstecken? Warum sollte er auf seiner jähren Flucht angehalten haben, um — wie er es augenscheinlich getan hatte — das Paket durch das Fenster in das Zimmer zu werfen? Es gab doch hunderte Orte, an denen er es hätte aufheben können.

„Diese Vetterwirtschaft geht nicht so weiter,“ dachte Timothy, „und wenn er glaubt, er kann sich auf die Verwandtschaft mit mir verlassen und mich dazu benutzen, auf sein Geld aufzupassen, so irrt er sich mächtig.“

(Fortsetzung folgt.)

# Wenn der Vulkan erwacht . . . .

Der Himmel ein einziges Flammenmeer.

Von Professor Dr. William Beebe.

Infolge eines Ausbruches des Vulkans *Nokatinda* auf der Insel *Raleweh* nördlich der Insel *Flores* (Niederländisch-Indien) wurden sechs Dörfer der Insel durch Brand zerstört. Etwa tausend Personen sind lebendig verbrannt und sechshundert durch herabfallende Steine verletzt worden.

Man kann sich lebhaft vorstellen, welch graufiges Schauspiel der entseelte Vulkan geboten haben muß und welche entsetzliche Szenen während seiner vernichtenden Tätigkeit sich abgespielt haben müssen. Selten nur ist es Menschen vergönnt gewesen, ungefährdet derartige Naturkatastrophen zu beobachten. Wir müssen schon weit zurückgreifen, wenn wir einen Bericht eines Augenzeugen eines solchen Ausbruches kennenlernen wollen. Einer der fesselndsten in der ganzen Literatur ist der *Benjamin Morrell*, der im Jahre 1825 auf den *Galapagos-Inseln* eine Eruption ansehen konnte. Der berühmte amerikanische Naturforscher *William Beebe*, Professor am *American Museum of Natural History*, gibt die Schilderung *Morrells* in seinem Werk „*Galapagos, das Ende der Welt*“ wieder. Wir drucken diesen beispiellosen Bericht mit Genehmigung des Verlages *J. A. Brockhaus, Leipzig*, nachstehend ab.

Die *Galapagos-Inseln* erlebten eine kurze Wiederkehr der See-räubertage, als 1816 *Buchard und Brown*, zwei Freibeuter, die eine Zeit lang in den argentinischen Gewässern gemeinsam Freibeil verübt hatten, zu dem einzigen Zweck hierher kamen, ihren Bund zu lösen. Meinungsverschiedenheiten waren zwischen ihnen entstanden. Sie teilten nun ihre Beute hier und regelten ihre Angelegenheiten.

Im Jahre 1822 stattete *Basil Hall* auf *S. M. S. „Conway“* der Inselgruppe einen kurzen Besuch ab, um am Äquator mit einem unbedenklichen Pöbel Versuche zu machen. Er lagerte ein Paar Tage auf der Südspitze von *Whingdon* und litt das übliche Ungemach infolge Wassermangels.

*Benjamin Morrell*, aus *Aye* und *Stamford*, suchte zweimal die *Galapagos-Inseln* auf. Sein erster Besuch erfolgte 1823, und seine Beschreibung der Inseln unterscheidet sich in nichts von den früheren Reisen. 1825 weilte er erneut hier und war hier Zeuge eines furchtbaren Naturschauspiels, der ihn zu folgendem ausführlichen Bericht anregte:

„14. Februar. Es war am Montag, dem 14., um 2 Uhr morgens. Der schwarze Mantel der Nacht hüllte noch den mächtigen Stillen Ozean in Dunkel und entzog die benachbarten Inseln unsern Blicken. Während rings um uns Totenstille herrschte, vernahmen wir plötzlich ein Getöse, das nur in zehntausend Donnereschlägen seinesgleichen haben konnte, die gleichzeitig die Luft durchzittern; und im selben Augenblick wurde die Landschaft von einem entsetzlichen Lichtschein erblebt, der das mutigste Herz mit Grauen hätte erfüllen können! Ich stellte bald fest, daß einer der Feuerberge auf der Insel *Narborough*, der die letzten zehn Jahre ruhig gewesen war, plötzlich mit gesammelter Wut ausgebrochen war.

Die Erhabenheit, Gewalt und furchtbare Größe dieses Schauspiels spalten der Beschreibung und lassen die Kraft der Sprache unzulänglich erscheinen. Hätten die Feuergluten von *Miltons* Hölle ihr Demantgewölbe gesprengt und die Himmel mit Brand bedroht, so wäre die Beschreibung des Vorgangs wohl unserm jetzigen Erlebnis angemessen gewesen. Keine Worte, die mir zu Gebote stehen, können dem Leser auch nur eine schwache Vorstellung von der schrecklichen Pracht des wirklichen Geschehnisses geben.

Hätte sie der Donner des Jüngsten Tages geweckt, so hätten meine Beute nicht eher an Deck sein können, wo sie schreckensbleich starrten, sprachlos vor Erstaunen und Entsetzen verblüht. Der Himmel erschien wie eine einzige feurige Lohr, mit Millionen Sternschnuppen und Meteoriten überjät, während die Flammen von den Gipfeln *Narboroughs* wenigstens sechshundert Meter hoch in die Luft schossen. Allen war bald die Ursache der seltsamen Erscheinung klar, und nachdem sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatten, konnten sie die weitere Entwicklung mit einiger Fassung verfolgen.

Aber der prächtigste und wirkungsvollste Teil dieses Schauspiels sollte noch kommen. Um 1/5 Uhr war der siedende Inhalt des gewaltigen Kessels bis zum Rande angeschwollen und ergoß sich nun in einem Strom flüssigen Feuers über den Saum des Kraters. Wir sahen jetzt, wie ein Fluß geschmolzener Lava sich die Seite des Berges herunter in Hitzschwegen der See zuwälzte, eine Strecke von etwa fünf Kilometern von dem lodernden Schlund des Feuerberges. Dieser blendende Strom lief in einer 100 Meter breiten Mulde herab und sah so aus, als ob ein gewaltiger Fluß geschmolzenen Eisens aus dem Ofen rann. Obwohl der Berg steil und die Mulde breit war, konnte der Flammenfluß doch nicht rasch genug hinabfluten, sondern trat an einigen Stellen über die Ufer und bildete neue Bäche, die sich in fast allen Richtungen hin verzweigten. Jeder stürzte hinunter, als ob er begierig sei, in dem tiefen Schacht der nahen See seine Mut zu kühlen. Der Feuerdämon schien Neptun in die Arme zu eilen; und furchtbar in der Tat war der Anbruch, der bei ihrer Begegnung losbrach. Der Ozean toste, brüllte und heulte, als wäre im Schlund des *Tatarus* ein *Würaertrieb* ausbrochen.

Um 3 Uhr morgens stellte ich fest, daß das Wasser 16 Grad Celsius maß, die Luft 22 Grad Celsius. Um 11 Uhr war die Luft 45 Grad, das Wasser 36 Grad und der Ausbruch ging noch weiter mit unerminderter Heftigkeit weiter. Der Ankerplatz des „*Tartar*“ lag etwa sechzehn Kilometer nördlich von dem Berge und die Hitze war so groß, daß das geschmolzene Blei aus den Fugen des Schiffs lief und der Meer von der Lafelage tropfte.

Um dem Leser eine richtige Vorstellung unserer Lage zu geben, muß ich eine kurze Ortsbeschreibung einfügen. Die Insel *Albemarle* hat die größte Ausdehnung von allen *Galapagos-Inseln*; sie ist von Nord nach Süd etwa 14 1/2 Kilometer lang, schmal und am Ostufer fast gerade; aber von der Westseite ist sie von *Christophers Point* im Süden bis zum *Kap Berkeley* im Norden stark eingebuchtet. An dieser Stelle liegt die Insel *Narborough*, so daß ihre Ostspitze *Albemarle* am nächsten liegt. Der „*Tartar*“ lag in einer Bucht in der *Banksbai* an der Westküste von *Albemarle*, gerade gegenüber der Nordspitze von *Narborough*. Man konnte zu dieser Bucht von Nordwesten durch die *Banksbai* oder von Südwesten durch die *Elisabethbai* gelangen.

Unsere Lage wurde mit jeder Stunde bedenklicher und besorgniserregender. Kein Lusthauch regte sich, um ein Segel zu blähen, wenn wir versucht hätten zu entkommen, so daß wir als müßige und unfreiwillige Zuschauer eines Feuerwerks bleiben mußten, das keinerlei Anzeichen einer auch nur vorübergehenden Einstellung erkennen ließ. Den ganzen Tag über wütheten die Glut mit unerminderter Kraft weiter, während der Berg noch immer seine geschmolzenen Eingeweide in unaufhörlichen Fluten ausspie.

Das Quecksilber stieg weiter bis 4 Uhr nachmittags, wo die Lufttemperatur auf 51 Grad Celsius, die des Wassers auf 40 Grad gestiegen war. Jetzt fiel uns das Atmen schwer, und einige Leute klagten über große Schwäche. Es war klar, daß etwas geschehen mußte und zwar sofort. Oh, käme doch nur ein Hauch einer Brise! war das Gebet eines jeden. Endlich wurde das gelinde Säufeln eines schwachen Windes, unsern Wangen kaum wahrnehmbar, als das willkommenste Zeichen für den Befehl zum Ankerlichten gemeldet. Dies geschah etwas vor 8 Uhr abends. Der Anker war bald hoch, und jeder Zollbreit Reimwand wurde an den Spieren ausgespannt, wo sie einen nutzlosen Behang bildete.

Wieder überfiel uns Bangigkeit, und wir warteten voller Angst und Spannung. Wieder wehte der Wind, und die Hoffnung kam uns erneut. Endlich meldete man von oben, daß die leichteren Segel zu flattern begannen; und in einigen Minuten füllten sich allmählich die Topsegel, als der Anker zum Zug gebracht wurde, und der „*Tartar*“ setzte sich in Fahrt. Um 8 Uhr wurden wir von einer schwachen östlichen Brise flott erhalten, für die wir unserm Schöpfer dankten.

Unser Kurs ging südlich, durch die kleine Meerenge oder den Sund, der den brennenden Berg von der Insel *Albemarle* trennte; ich gedachte, so schnell wie möglich landwärts von *Narborough* zu kommen. Zwar hätte die Fahrt von der *Banksbai* nordwestlich über *Kap Berkeley* einen kürzeren Weg in die freie See dargestellt, aber unter den gegebenen Verhältnissen nicht den sichersten. Ich entschloß mich daher, südlich zur *Elisabethbai* zu fahren, obwohl wir dabei etwa sechseinhalb Kilometer an die Wähe flammender Lava herankamen, die sich in die Gewässer der Bai ergossen. Hätte ich den andern Kurs gewählt und wäre landwärts von *Narborough* gefahren, so hätten wir wohl von der Insel abkommen können, es wäre aber unmöglich gewesen, zu verhindern, daß Segel und Lafelage Feuer fingen, da das ganze Lustmeer auf der Leeseite der Bai wie eine riesige Flammenmasse erschien. Das ohrenbetäubende Getöse, das den Ausbruch begleitete, dauerte noch immer fort; in der Tat wäre die schreckliche Erhabenheit des Schauspiels ohne es unvollständig gewesen.

Der Himmel hatte ein Einsehen und bescherte uns weiter eine hübsche Brise, und der „*Tartar*“ glitt durch den fast siedenden Ozean mit einer Geschwindigkeit von etwa elf Kilometern in der Stunde. Als ich an den Strömen geschmolzener Lava vorüberkam, besorgte ich, einige meiner Leute zu verlieren, da die Wirkung der Hitze so groß war, daß einige nicht mehr stehen konnten. Das Quecksilber im Thermometer zeigte 64 Grad Celsius; als wir es aber ins Wasser tauchten, stieg es sofort auf 86 Grad Celsius. Hätte uns der Wind hier in Stich gelassen, so wären die Folgen einfach entsetzlich gewesen. Aber die Vorsehung schenkte uns weiter ihre Guld — die erfrischende Brise trieb uns weiter einer lindernden Luft entgegen, so daß wir um 11 Uhr abends sicher am Süden der Bai vor Anker lagen, das Flammenmeer von *Narborough* vierundzwanzig Kilometer landwärts von uns.

Hier war die Temperatur der Luft 43 Grad, die des Wassers 38 Grad; aber um 8 Uhr am nächsten Morgen, am 16., spie der Feuerberg seine Glutmassen mit unerminderter Stärke weiter aus, und die Hitze war infolgedessen in so besorgniserregendem Maße gestiegen, daß wir es erneut für nötig erachteten, loszufahren und die Bai gänzlich zu verlassen. Um 12 Uhr mittags fuhren wir an der Südspitze der Bai von *Albemarle* vorüber, dem sogenannten *Christophers Point*. Das Quecksilber stand auf 50 Grad Celsius in der Luft und auf 36,7 Grad im Wasser. Wir

Heuerten nun der Inf. Charles zu, die etwa fünfundsiebzig Stometer südöstlich von Albemarle liegt, und gingen um 11 Uhr abends in ihrem nordwestlichen Hafen vor Anker. Achtzig Kilometer und mehr landwärts im Nordwesten erschien der Krater von Harborough wie ein riesiges Leuchtfeuer. Die gierigen Flammen schossen hoch in die finstere Luft, mit grollendem Gedröhne wie ferner Donner.

17. Februar . . . Das Meer war hier buchstäblich mit Bimsstein bedeckt. Einige Stücke waren recht groß. Vermutlich waren sie von dem Vulkan auf Harborough ausgepfien worden.

Als Morell im Oktober von den Sandwichinseln nach den Galapagosinseln zurückkehrte „brannte der Vulkan auf Harborough, dessen Ausbruch wir im Februar erlebten, noch immer, freilich nur schwach.“

## Tante Mimi.

Von Erik Juel.

Tante Mimi ist auch einmal jung gewesen. Der Jugend von heute fällt es allerdings schwer, das zu glauben — sie war aber jung, hübsch und gefeiert.

Für die Jugend sind die neunziger Jahre eine fernliegende Zeit — das vorige Jahrhundert.

Für die Jugend sind die neunziger Jahre eine fernliegende der neunziger Jahre gerade „unsere Periode“.

Aber wir sind mit der Zeit mitgegangen, so glauben wir jedenfalls — wir sind nach besten Kräften mitgehumpelt — und humpeln wohl weiter ein gutes Stück hinterdrein — es ist schwer, zu folgen. Das Tempo ist heute etwas überstürzt.

Tante Mimi aber ist in den neunziger Jahren stehengeblieben. Damals war sie „die“. Die Königin der Promenaden und der Bälle. Sie verlobte sich auch mit einem schneidigen Offizier.

Dabei blieb es aber.

Der flotte Leutnant mußte plötzlich Hals über Kopf auf und davon, — eine sehr unangenehme und betrübliche Geschichte.

Tante Mimi zog sich zurück, wurde sonderbar, launisch — Tante Mimi wurde im Laufe der Zeit für „verrückt“ erklärt.

Sie hat immer noch ein Wespentaille, ihr Gut nimmt sich wie ein Mühlrad auf ihrer turmhohen Frisur aus, und das Kleid breitet sich in seiner ganzen Weite und Länge um ihre Füße.

Tante Mimi ist die Dame aus den neunziger Jahren geliebt, die von allen bewundert wurde.

Heute aber spielt sie die Rolle des geistesgestörten Fräuleins, über die man halb spöttisch, halb mitteilend die Achseln zuckt, alle drehn sich nach ihr um, ganz wie damals, nur der Grund hierzu ist ein anderer — Tante Mimi geht im „Maskenkostüm“ auf die Straße.

Tante Mimi hat unter andern auch das Glück, Nichten zu besitzen, eine ziemliche Anzahl — sie kennt sie jedoch kaum, worüber die Nichten sich ihrerseits sehr freuen.

Zwischen den neunziger Jahren und heute ist ja eine ziemlich große Spanne Zeit — aber wie wenig Verständnis hat doch jede Generation für die andere. Tante Mimi und ihre Nichten sind der beste Beweis dafür.

Tante Mimi ging auf den Ball, indem sie sich oben „entblözte“ — ihre Nichten hingegen gehn mit „bloßen Anter“ auf die Straße.

Tante Mimi entzückt sich. Die Nichten lachen.

Jollie ist eine von Tante Mimis Nichten. Sie ist Schauspielerin an einem der besseren Theater, wo man auf die Idee gekommen ist, ein Lustspiel in historischen Trachten aufzuführen. Die Zeit, in der das Theaterstück spielt, ist gerade Tante Mimis — die neunziger Jahre.

Jollie ist nicht gerade die erste darstellerische Kraft des Theaters, aber von großem künstlerischen Ehrgeiz befeelt.

Das Glück oder Unglück wollte es, daß gerade am Premierentag die Diva erkrankte.

Was sollte geschehn? Ziel die Vorstellung ins Wasser?

Man hat keine Primadonna, man hat keine Kostüme, denn diese gab die ehrgeizige Dame nicht aus den Händen.

Da reiste in Jollie ein Plan heran. Die Rolle kann sie — und sie hat Tante Mimi — also los . . .

Mit dem Theaterdirektor kommt sie schnell zurecht — kann sie die Rolle und kann sie die erforderlichen Kostüme herbeischaffen — ja — dann ist ihr Glück doch einfach gemacht.

Tante Mimi ist spitz und scharf, ist witzig und bitter, ist „gehadet“ mit einem Wort . . . Jollie ist demütig, schmeichlerisch und weich wie eine Kase, aber schließlich und endlich läßt Tante Mimi sich erweichen — doch — Jollie ist ein wenig bedenklich, bevor sie auf die Bedingungen eingeht.

Denn — Bedingungen stellt Tante Mimi ihr!

\*

Jollies Glück ist gemacht! Sie erringt, angetan mit Tante Mimis Kleidern, in dem alten Lustspiel einen imposanten Erfolg, während sich die Primadonna die Gelbsucht angeeignet hat.

Dann aber wirft man Jollie „unfeine Reklame“ vor.

Jeden Tag, den Gott werden läßt, geht sie zwischen 2 und 4 Uhr Arm in Arm mit Tante Mimi durch die verkehrsreichste Straße — mit Tante Mimi als — Tante Mimi aus den neunziger Jahren — im „Maskenkostüm“.

Wie gesagt, die Meinungen sind geteilt — einige bezeichnen diesen Spaziergang mit der „historischen Tante“ als einen raffinierten Reklametrick — andere als einen originellen und lustigen Einfall — arme Jollie — es ist weder das eine, noch das andere, sondern ganz einfach Tante Mimis „Bedingung“.

**Kinderdrachen und Rebhuhnjagd.** Daß der Kinderdrachen auch bei der Jagd verwendet wird, dürfte auch nicht allgemein bekannt sein. Und doch geschieht dies bei der Rebhuhnjagd. Die Rebhühner haben die Gewohnheit, beim Aufbauchen eines Raubvogels ganz still zu liegen. Die Gefahr vor dem in der Luft schwebenden Raubvogel erscheint den Rebhühnern größer als jede andre. Um nun an die Hühner besser heranzukommen, lassen Jäger von einem Jungen oder von einem Jagdgefährten dort, wo Rebhühner eingefallen sind oder wo sie vermutet werden, einen Kinderdrachen in die Luft steigen. Die Rebhühner halten den Drachen für einen großen Raubvogel, und so können sich die Jäger leichter heranpirschen.

**Täglich eineinhalbmal um die Erde.** Dieses stolze Ergebnis darf die deutsche Luftflansa mit ihrem ausgedehnten Luftverkehrsnetz rühmlich für sich buchen. Zur Zeit des sommerlichen Hochbetriebs, der am 15. Juli begonnen hat, wurden von ihren 150 modernen Kabinenflugzeugen auf rund 90 Linien 60 000 Kilometer in regelmäßigen Flugdienst zurückgelegt. Das heißt vergleichsweise, eineinhalbmal den Erdball am Äquator umflogen. Von den deutschen Flughäfen aus sind heute die Hauptstädte aller mittelbaren oder unmittelbaren Nachbarstaaten erreichbar. Schnellstrecken führen in einem Tage nach Rom, in zwei Tagen nach Madrid und nach Moskau in 15 Stunden. Auf der Auslandsverbindung nach Moskau und Leningrad ist das Reichsland Berlin-Königsberg für den Nachtflug organisiert, wodurch für den Reisenden viel wertvolle Zeit gewonnen wird. Auf den Frachtstrecken nach Paris und London startet das Frachtflugzeug ebenfalls recht, so daß ein aufgegebenes Frachtstück schon am anderen Vormittag den Empfänger erreicht. Heute ist das Flugzeug den gewöhnlichen Verkehrsmitteln schon um das Drei- bis Fünffache überlegen.

**Schlangenjagd in Swinemünde.** Im Dösebad Swinemünde herrschte einige Tage große Aufregung unter den Bewohnern und Badegästen, da eine im Besitz eines Artisten befindliche Boa Constrictor von drei Meter Länge spurlos verschwunden war. Polizei und Feuerwehr besetzten einige Häuser, durchlöberten alle Räume, erkletterten die Hausdächer und suchten sie von dort aus abzufangen. Die Schlangenjagd verlief ergebnislos. Jetzt ist das Tier, das man auch in den Badeanlagen auf der Jagd nach irgend einem Badegast vermutete, von seinem „Ausflug“ wieder zurückgeführt. Es hatte sich durch ein offenes Fenster in ein Zimmer gerettet, wo es aufgefunden wurde. Das einzige Opfer, das von ihr verschlungen wurde, war ein Kanarienvogel.

**Ein kostbares Druckwerk.** Wegen eines eigenartigen Fehldrucks wurde einmal eine Bibelausgabe zu einer großen Seltenheit. Es ist die sogenannte „Narrenbibel“, von der die Universitätsbibliothek in Göttingen noch ein Exemplar besitzt. Narrenbibel heißt diese Ausgabe deshalb, weil sich die Frau des Buchdruckers den Spaß erlaubt hatte, im Text heimlich einen wichtigen Satz zu ändern, und statt: „Er soll Dein Herr sein“, die Lettern zu dem Satz: „Er soll Dein Narr sein“ zusammengefügt hatte. Obwohl die Ausgabe nach der Entdeckung des Fehlers sofort verbrannt wurde, sind einige Exemplare der Narrenbibel noch heute erhalten.

**Kopfschmerzen wegen Ueberanstrengung der Augen.** Ein englischer Augenarzt weist in einem Artikel in der Fachpresse darauf hin, daß 80 Prozent der Ursachen von Kopfschmerzen in Ueberanstrengung der Augen zu suchen sind. Den Augen wird zu viel zugemutet, die Muskeln und Nerven passen sich wohl an, aber diese dauernde Mehrbeanspruchung führt zu heftigen Kopfschmerzen.

**Scheinwerfer durch den Nebel.** In England will man für die Flugplätze Scheinwerfer verwenden mit einem roten Lichtbogen aus Neon-Gas. Dieses Licht soll die Eigenschaft haben, den dichtesten Nebel zu durchdringen, und kann so den Flugzeugen die Landungsrichtung angeben.

## Fröhliche Ecke.

„Ah so.“ „Wir haben zweiundneunzig Pfende und dreißig Wagen,“ sagte das Mädchen. „Liebste,“ flüstert der junge Mann, „wann spreche ich mit deinem Vater?“ — „Abends auf der Vogelwiese, er ist Karussellbesitzer.“

**Anekdoten vom Kinde.** Die fünfjährige Hannelore quälte immerzu: sie möchte einen Malkasten haben. Bunschtite weist sie zurück: sie will aquarellieren. Die Eltern sehen ihr Kind und die ganze Wohnung gebatelt, wünschen kein Malkastem grobzu ziehen und sagen beharrlich nein.

Als der Großvater auf Besuch weilt, kauft er den Malkastem. Jetzt sitzt Hannelore am Mischentisch und schmieri. Die Mutter tritt hinzu und sagt, um die Liebe des beleidigten Töchterchens wiederzugewinnen:

„Si, was kannst du schon malen, Hannelore. Du hast ja Talent!“

Hannelore blieb ungerührt. Die langen Leiden des verkannten Genies haben ihr Herz verhärtet. Sie weist ihre Mutter zurecht:

„Talent hatte ich immer schon, aber keinen Malkasten.“